

# Ach könnt ich nur ein einzig' Mal ... – Hintersinnige Gedanken über das emsländische Schützenfest

von Theo Mönch-Tegeeder

Schützenfest ist wie Karneval, nur anders. Ich finde es in höchstem Maße erstaunlich, wie viel Ähnlichkeit diese beiden anscheinend so total unterschiedlichen Hochfeste des Ems- und des Rheinlandes miteinander teilen, wenn man einmal hinter die Maskerade blickt.

Maskerade – damit beginnt die Gemeinsamkeit bereits. Sie wollen doch wohl nicht anzweifeln, dass sich auch der emsländische Schützenbruder zünftig verkleidet, bevor er zu seinem großen Fest aufbricht? Was sind Schützenjacke und Schützenhut sonst? Einmal fuhr ich mit einem ausländischen Gast durch eine Hauptstraße, als sich die Würdenträger des Vereins gerade zum Antreten sammelten. „Du, fahr langsam“, rief mein Freund warnend, „hier laufen so viele Polizisten!“ Er hatte die Schirmmützen der Schützen mit den Kopfbedeckungen der Dorfschiffs verwechselt. Schützen- und Schutzmann – wie nah liegt das beisammen!

Als Hut-Variante gibt es daneben noch den Typ „Waidmann Hermann Löns“ – einen neckischen Jägerhut mit Krempe, gern seitlich hochgesteckt und mit einer Rosette oder Feder dran. Und siehe: Rosette und Feder trägt der amtliche Karnevalist ebenfalls gern an seiner Narrenkappe.

Und dann die Uniformjacken! Es scheint sich um Traditionsstücke zu handeln, wie vom Urgroßvater ererbt, der sein „Jack“ kurz nach dem Ersten Weltkrieg aus Reichswehrbeständen erworben haben mag. Somit wäre die wesentliche Kostümierung des Schützenbruders nur unwesentliche hundert Jahre jünger als die Lieblingstracht der Kölner Garden, die sich bekanntermaßen an der Militärmode der napoleonischen Zeit orientiert. Was nicht bedeutet, dass leichte modische Annäherungen an das 21. Jahrhundert unmöglich wären. Mal nehmen sie – ganz postmodern – Elemente der Jägerzunft auf, mal gehen sie nach der Polizeimode, mal scheint die Seefahrt Pate zu stehen. Mehr stahlblau-grau als feldgrau; es sei, wie es will. Wer allerdings behauptet, dass solche Uniformen heute noch irgendetwas Militärisches ausstrahlen, der ist „nicht ganz bei Trost“, wie man im Emsland zu sagen pflegt. Oder kölsch: De isse nit janz klar em Kopp.

Die Verkleidung dient dem gleichen Zweck wie jede andere Maskerade auch: Man will sich verstellen, man schlüpft in eine andere Haut, man ist nicht mehr man selbst. Der eine oder andere Schützenbruder ähnelt in seiner Schützenstracht ein wenig ei-

nem Hanswurst in der Pelle. Herausgewachsen wie aus dem Kommunion- oder Konfirmanden-Anzug. Vorne lässt sich das gute Stück nicht mehr schließen, sonst würden die Knöpfe reißen; rückwärts klafft ein breiter Schlitz, der den Blick frei gibt auf ein gut gefülltes Hinterteil; unten ist die Jacke zu kurz, an den Seiten spannen die Nähte; und oben bekommen die generalsmäßigen Schulterklappen geradezu einen grotesken Zug, weil sie sich auf dem massiven Oberkörper seines Trägers ähnlich komisch ausnehmen wie das viel zu kleine Hütchen auf dem dicken Kopf des Clowns.

Habe ich übertrieben? Ja! Natürlich strahlen die Uniformen Ernst und Würde aus! Aber wie eng umschlungen und wie häufig kommen doch Ernst und Parodie Arm in Arm daher! Vom Kölner Karneval sagt man, er sei eine viel zu ernste Sache, um ihn den Jecken zu überlassen. Darum müsse man ihn generalstabsmäßig planen. Für das Schützenfest scheint Umgekehrtes zu gelten: Es ist viel zu lustig, um es den militärisch-nostalgischen Träumern zu überlassen!

Unsere emsländischen Schützenfeste haben genug von beidem – Ernst und Schalk, Hierarchie und Anarchie, martialische Strenge und bacchantische Ausgelassenheit. Das macht ihren Reiz aus, so dass sie in praktisch allen Dörfern – und auch den Städten – als das größte Fest des Jahres überhaupt gefeiert werden. Hier kommen alle zusammen. Wer hier nicht dazu gehört, der gehört nicht dazu. In nicht wenigen Orten reisen sogar die weggezogenen Kinder der Familien von weither an, so dass die Treffen einen echten Kristallisationspunkt für das Gemeinde- und Gemeinschaftsleben bilden. Wiederum wie der Karneval. Ich habe mir einmal – als das noch möglich war – von einer jungen Dame auf dem Flughafen Tegel mein Ticket von Berlin nach Köln mit 30 Prozent Aufschlag abkaufen lassen, so verrückt war sie danach, nur ja pünktlich zur Altweiberfastnacht am Rhein zu sein. Das kann ich mir von einem Schützensnarr auch vorstellen.

Der Karneval geht vermutlich auf die alten Römer zurück – *carrus navalis*, Schiffskarren – was die christlichen Lateiner dann zu einem „*carne vale*“ umfirmierten: Adé, Fleisch! Es war sozusagen die letzte heiße Schlacht am kalten Buffet, ehe die Fastenzeit alle Freuden unerbittlich unterband. Und wie sind die Schützenvereine entstanden? Hier trennen sich die Wege, nicht nur was den Zeitpunkt der Feier angeht. Die Emsländer warten, bis es draußen grün und warm wird. Das ist gleich doppelt praktisch. Erstens: Man verkühlt sich nicht so leicht. Und zweitens: Der Aschermittwoch im Nacken könnte einem ja den ganzen Spaß verderben.

Ich behaupte – jetzt einmal gut emsländisch gesprochen: Die Schützenfeste sind die alten Germanen in Schuld! (Zu Deutsch: Die Schützenfeste gehen auf die alten Germanen zurück.) Ja, zugegeben: Wenn man es historisch genau betrachtet, dann hat sich das Schützenwesen erst seit circa vierhundert Jahren so richtig entwickelt. Aber es liegt so vieles im Dunkeln! Da gibt es Vereine, die begehen alle paar Jahre mal wieder ein Jubiläum und bewundern stolz, wie uralte sie sind – genau 100, 200

Jahre. Dann wird ein paar Jahre später ein weiteres Dokument entdeckt, und schon altert man auf einen Schlag um etliche Jahrzehnte. Glücklicherweise der Mensch, dass er kein Schützenverein ist. Er wäre bedroht von plötzlichen Alterungsschüben!

Nein, im Ernst. Die Ursprünge des Schützenwesens liegen mindestens so tief im Dunkeln wie die des Karnevals, so dass schön viel Raum für die Phantasie bleibt.

Mir scheint, dass schon unsere sächsischen Urahnen solche Bräuche gekannt haben müssen. Es liegt geradezu auf der Hand! Nach den mühseligen, entbehrungsreichen Wintermonaten und den Beschwerden der ersten Frühjahrsbestellung gönnte sich die Sippe – sie bildet ja die Urform, man kann auch sagen: Ursuppe der Dorfgemeinschaft – ein schönes Fest. Einfach um den Grimm des Winters hinter sich zu lassen, sich unbeschwert aneinander zu erfreuen und so den Gemeinschaftsgeist zu bekräftigen und zu stärken. In der kalten, dunklen Zeit kam man doch so selten vor die Tür! Der Dorfälteste, Häuptling, wusste ja kaum noch, welche und wie viele Untertanen er sein Eigen nennen konnte. Es handelte sich also sozusagen um eine antike Form der Volkszählung durch gemeinsames Angrillen: „So, jetzt machen wir’s uns gemütlich und kucken mal, wer kommt.“

Zum anderen werden selbst die kühnsten sächsischen Recken am Ende der dunklen Jahreszeit ziemlich eingerostet gewesen sein. Da lag man ja schon mal länger als sonst auf den Bärenfellen – schon deswegen, weil man mit den Hühnern zu Bett ging. Und wer sich auf so unrühmliche Art zum Gockel macht, dem wächst leicht eine Hühnerbrust! Also lag es nahe, dass der Dorfälteste ein Manöver anberaumte, um seine müden Krieger wieder auf Vordermann zu bringen. Wie geht das besser als mit einem lustigen Kräfteressen? Am lustigsten wird es gewesen sein, mit dem Speer auf eine Vogel-Attrappe zu werfen. Wer den Vogel von der Stange stieß, durfte einen Tag lang „für’n Spässken“ den König des Stammes spielen.

An dieser Stelle sei ein kleiner sprachlicher Exkurs eingeschoben: Der Emsländer sagt „Spas“ und nicht „Spaß“, so wie er „Ratt“ sagt, wenn er „Rad“ meint. Daher die Verkleinerungsformen „Spässken“ beziehungsweise „Rättken“. Dabei handelt es sich also nicht um einen „kleinen Spatz“ beziehungsweise eine „kleine Ratte“. Wie wohl beim Vogelschießen oftmals auch der Satz zu hören ist: „Na, soll ich den Spatz mal runterholen?“ Also: So genau unterscheidet der Emsländer da nicht zwischen Spaß und Spatz.

Eigentlich hat sich seit germanischen Tagen bis heute wenig geändert. Nur dass eben aus der Sippe die Dorfgemeinschaft wurde, aus dem Speer der Kleinkaliber, aus Met das Bier und aus dem Wildschein vom Lagerfeuer das Schaschlik von der Pommestube.

Der Dreiklang der ursprünglichen Zwecke ist immer noch deutlich vernehmbar. Erstens: Sehen und gesehen werden. Zweitens: Kucken, was die Kerle so drauf haben. Daran hatte nicht nur der Häuptling ein Interesse. Die Frau vom Lande nimmt

schließlich nicht jeden. Auf jedem Schützenfest des 21. Jahrhunderts lassen sich deshalb deutliche Spuren eines uralten animalischen Balzverhaltens entdecken.

Lediglich der dritte ursprüngliche Zweck, den Schutz des Dorfes vor äußeren Angriffen zu gewährleisten (darum heißen sie schließlich „Schützenvereine“), der ist vergangen, vergessen, vorüber. Die letzten traditionellen Dorfschlägereien liegen im Emsland nun schon einige Jahrzehnte zurück. So erfüllt das heutige Schieß-Ritual auch wirklich keinen anderen Sinn mehr als den der Unterhaltung und der Präsentation eines imaginären Königs.

Und schon sind wir wieder beim Karneval, wo der König allerdings Prinz genannt wird. Im Rheinland besteht sein Thron-Gefolge aus Bauer und Jungfrau, im Emsland sind es Königin, Zepterträger und Kronenträger. Die Sache mit der Jungfrau hat man hierzulande schon seit längerer Zeit aus Zweifel an geeignetem Personal eingestellt. Sie kennen die Sage von der Ems-Jungfrau? Sie beginnt mit den Worten: „Vor vielen, vielen Jahren, als es an der Ems noch Jungfrauen gab ...“ Im Rheinland mag der gleiche Grund dazu geführt haben, die Jungfrau durch einen männlichen Klotz zu ersetzen. Einen Bauern zum Vizekönig zu machen, ginge wiederum im Emsland nicht. Von denen gibt es so viele, da müsste das halbe Dorf „auf den Thron“. Aber hier wie dort ist der gestandene Mann von einem Traum, einer Vision beseelt. In Köln: „Ach wär ich doch ein einzig Mal, ein stolzer Prinz im Karneval“ – beziehungsweise im Emsland: „Ach wär ich doch, wenn man mich lässt, der König auf dem Schützenfest.“

Wenn man ihn lässt. Beim Königsschießen spielen verschiedene Faktoren eine Rolle; die Beherrschung des Gewehrs steht dabei an ziemlich letzter Stelle. Traditionell wird auf einen „Vogel“ geschossen, das mehr oder weniger gelungene hölzerne Imitat eines stolzen Adlers. Nicht auf eine Zielscheibe mit Ringen – aus einem guten Grund: Das wäre viel zu objektiv! Es geht ja nicht darum, den besten Schützen zu ermitteln, sondern einen König. Das ist etwas ganz anderes. Bester Schütze – da hätten nur wenige eine Chance und womöglich würde es dann jahrelang immer derselbe. Beim Königsschießen aber steckt jedem gleich viel Glück im Finger; Fortuna lenkt die Kugel, so dass ein stetiger Wechsel würdiger Gewinner programmiert ist.

Es fängt ganz harmlos an. Jedes Vereins-Mitglied hat das Recht zu schießen, und zwar in einer festgelegten Reihenfolge – der Schützen wie auch der Ziele. Zunächst gilt es, die Insignien vom Rumpf des Vogels zu lösen, nämlich die Krone (der Kopf) und das Zepter (einer der Flügel). Die Sieger dieses Vorschießens werden beim Schützenball am Abend den Hofstaat des neuen Königs stellen, so dass diese heikle protokollarische Frage (siehe oben) absolut diplomatisch geklärt ist. König Salomo hätte seine Freude gehabt an dieser Regelung.

Die Tradition dient natürlich auch dazu, die Spannung zu erhöhen und den Vogel insgesamt erst einmal locker zu schießen. Dazu tragen in dieser Phase vor allem



*Könige unter sich. Aspiranten beim Stadtkaiserschießen am 4. September 1993 in Meppen  
(Quelle: Kreisarchiv Emsland, Fotosammlung Hölting-Bürger-Schützenverein)*

die Fehlschüsse bei. Hier möchte ich wieder einmal auf die Parallele zum Karneval hinweisen, wo die „Fehlschüsse“ aus misslungenen Gags bestehen. Wie kurz wäre eine Veranstaltung mit Büttreden und all dem Gedöns, wenn man die flachen Pointen einfach wegließe! Nein, man braucht sie, um den Abend in die gehörige Länge zu ziehen. Und ähnlich ist es beim Schützenfest im Emsland – irgendwie muss sich ja eine Spannung aufbauen. Darum ist die Beteiligung derjenigen, die danebenschießen, genauso wichtig wie diejenige der echten Nimrode. Aber Schützenfest ist lustiger. Ein schlechter Karnevalswitz taugt zu gar nichts mehr; ein schlechter Schuss dagegen reizt oft genug zu wirklich tollen, spontanen Witzen und ironischen Bemerkungen. Fehlschüsse sind darum das Salz in der Suppe des Königschießens.

In dieser Phase haben auch die Honoratioren wie etwa der Pfarrer oder auswärtige Gäste das Recht, zum Schuss zu kommen. Das ist nun einmal eine Erfindung, welche die kulturelle Überlegenheit des Emslandes eindeutig beweist. Man umgeht die Grußworte! Statt zu reden muss der Ehrengast schießen. So wird aus der Spaß-

bremse ein Spaßspender! Denn – o Wunder – plötzlich fällt bei einem solchen Schuss vorzeitig der Vogel. Wem das widerfährt, der sollte vielleicht einmal Gewissensforschung in Punkto Beliebtheit betreiben. Entweder er ist wirklich geachtet, so dass er den Spaß vertragen kann. Oder man wollte ihm „einen mitgeben“. So oder so: Der frühzeitige „Meisterschütze“ muss sich mit einem Fass Bier freikaufen, der Vogel wird neu befestigt, und weiter geht es.

Irgendwann wird es ernst. Die Spreu trennt sich vom Weizen. Schnell ist klar, wer „draufhält“ und wer simuliert. Nun kommt die Stunde der Adjutanten, denen die Bewachung sowie das Laden des Gewehrs obliegen. Ein wenig an Kimme oder Korn gestoßen, eine kleine Kerbe in die weiche Bleikugel geritzt – und schon schießt der Kleinkaliber irgendwohin, aber bestimmt nicht dorthin, worauf der Schütze zielt. Schon wird gemunkelt: „Na, welche Nickeligkeiten haben sie sich dieses Jahr einfallen lassen?“ Aber vielleicht – wahrscheinlich sogar – werden sie ja zu Unrecht verdächtigt.

Der Wettkampf ist inzwischen in die ganz heiße Phase eingeschwenkt. Zwei, drei, vielleicht fünf Konkurrenten riskieren alles. Das Schöne: Auch jetzt hat der schlechteste Schütze noch immer eine ähnliche Siegeschance wie sein haushoch überlegener Konkurrent. Vielleicht versetzt der dem Vogel zwar einen vollen Treffer, aber die Trophäe fällt erst nach dem nächsten Streifschuss oder sogar vom Windhauch. Es verschmelzen Wettkampf und Regelverletzung, Planung und Zufall, Glück und Können.

Endlich fällt der entscheidende Schuss, und der König wird bejubelt, als habe er soeben eine Schlacht gewonnen. Er wird auf die Schultern gehoben und kann sich vor Glückwünschen und Klopfen kaum retten. An manchen Orten werden reitende Boten zum Hause des Königs entsandt, um der Ehefrau beziehungsweise der erwählten Königin die frohe Mitteilung zu machen. Ein Einzug der Ehrengarde Rotweiß in den Kölner Gürzenich ist nichts dagegen! Niemals würde mit einem solchen Aufwand zum Beispiel die Geburt eines Kindes bekannt gegeben, nicht einmal eine bevorstehende Hochzeit!

Später steht dann als neueste Neuigkeit in der Zeitung: „Er erkor sich seine Frau zur Königin“ – naja, alles andere wäre bei einem verheirateten König auch wahrscheinlich das Ende vom Fest gewesen. Ist der König noch nicht verheiratet, hat die Königinnenwahl allerdings das Potenzial zu einem weiteren bühnenreifen Akt – mit allem, was die Unterhaltungsindustrie nicht besser zu bieten hat: Tragödie und Kabarett, Bauerntheater und Romanze, „Romeo und Julia vom Lande“ gemischt mit „Bauer sucht Frau“. Es ist schon mancher Hahnenkampf um eine Braut mit dem Gewehr entschieden worden – high noon auf emsländisch.

Vermeldet werden Fälle, wo durch die Benennung der Königin aus einer heimlichen Liebelei plötzlich ein öffentlicher Heiratsantrag wurde. Ja, herangewachsene



Söhne haben die Gelegenheit sogar herbeigeführt, um ihre Eltern zu übertölpeln. Ganz bewusst ließen sie sich auf die Königswürde ein, um sich genau jenes Mädchen zur Königin – und damit zur Verlobten – zu nehmen, das Vater und Mutter zu Hause partout nicht akzeptieren wollten. Ich kenne einen Fall, da stand der wütende Vater morgens um fünf Uhr, als der Sohn gerade sehr vergnügt und angeheitert nach Haus kam, schon mit der Mistforke vor der Haustür und begrüßte ihn racheselig mit dem Satz: „Majestät, utmessen!“ Er ließ dem armen König nicht einmal die Zeit, sich frisch zu machen.

So werden auf emsländischen Schützenfesten immer wieder auch Tragikomödien ausgetragen! Oder man kann sagen: Soap-opera live. Liebe und Hass, Verdruss und Neid, Eifersucht und Freude, Leid und Mitleid, nicht zu vergessen die Schadenfreude – die ganze Klaviatur urmenschlicher Gefühle. Das allerdings nicht täglich, aber gut dosiert einmal jährlich, dafür umso kompakter.

Im Hause der Königin entfaltet sich mit dem Moment der Überbringung der „frohen Botschaft“ eine Hektik ohnegleichen. Die neue Regentin braucht ein nagelneues langes Kleid, der Friseur muss sie „zurecht machen“, natürlich braucht die Königin auch etwas in der Hand – also ein Blumen-Bukett. Neue Schuhe, ein Krönchen, das passende Handtäschchen nicht zu vergessen. Zwischendurch müssen die einfallenden Horden der Schützenbrüder bewirtet und beköstigt werden.

Aber Gottseidank ist das Emsland keine Dienstleistungswüste. Eine ganze Schützenfest-Industrie steht bereit, sich um alles Anfallende zu kümmern. Beim Festwirt parkt schon ein mobiler Bierpavillon, der binnen weniger Minuten am Königshaus aufgebaut wird und dort die Versorgung mit Getränken und Speisen übernimmt. Bestimmte Bekleidungshäuser sind eigens auf Schützenfestmode eingestellt und halten ein reichhaltiges Sortiment Festkleider bereit – in allen Farben, Größen, Längen und Dekolleté-Tiefen. Der örtliche Blumenhändler liefert sogar unaufgefordert pünktlich den erforderlichen Strauß, so dass alles klappt wie am Schnürchen.

Wie im Rheinland der Umzug zum Karneval gehört, so die Königsproklamation im Emsland zum Schützenfest. Die Männer haben alle Mühe, sich nach den Anstrengungen des Königschießens, dem heftigen Bierkonsum auf dem Festplatz und der ausgiebigen Verlängerung im Königshause wieder aufzurappeln. Sie fallen während der frühabendlichen Zeremonie schon gern mal durch einen hochroten Kopf sowie einen schwankenden Gang auf. Aber diese Etiketten-Verletzungen machen die Frauen mehr als wett. Sie putzen sich wunderbar heraus. Die allerbesten Kleider, die sonst nur für Hochzeiten aus dem Schrank geholt werden, kommen zum Einsatz. Manch eine Schönheit vom Lande erkennt man kaum wieder.

Und dann wird Königsball gefeiert – der Höhepunkt des dörflichen Festkalenders. Das Königspaar thront mit seinem Gefolge am Ehrentisch, gibt fleißig einen

aus und lässt sich umgekehrt selbst königlich bewirten und beglückwünschen. So eine Königswürde ist nicht gerade billig, aber wo es kluge Regeln gibt, muss einem auch darum nicht bange sein. Zum einen lässt sich der Verein die Würde einen Zuschuss kosten, zum anderen haben sich Clubs und Freundeskreise zu kleinen Versicherungen und Solidargemeinschaften zusammengeschlossen. Entweder unterhalten sie eine gemeinsame Königskasse, in die jeder jährlich einzahlt, oder jeder steuert einen vereinbarten Betrag bei, wenn einen aus den eigenen Reihen die hohe Würde erteilt. Noch eine bewundernswerte, neuartige Erfindung ist in diesem Zusammenhang zu benennen – die Königsball-Währung. Jeder, der dem Königspaar gratuliert, schenkt ihm eine Flasche Wein. Der Festwirt hält einen ausreichenden Vorrat parat und verrechnet die großzügigen Gaben am Ende mit der Gesamtrechnung des Königs, indem er die nicht getrunkenen Bestände gutschreibt.

Das Ende vom Lied: Nach einer heftigen Feierei wird Bilanz gezogen – im Emsland wie überall. Der Wirt zählt die Kasse, der Verein die Besucher, und der Dorftratsch schaut nach neun Monaten, ob denn auch dieses Mal wieder das eine oder andere Schützenfest-Kind dabei herausgekommen ist.

Warum erzähle ich das alles? Weil ich zwischen Schützenfest und Karneval schwanke. Meine Frau und ich haben uns im Emsland kennen und lieben gelernt, zunächst peu à peu auf einigen Schützenfesten, aber gefunkt hat es beim Karneval – im Emsland! Dann zogen wir ins Rheinland und haben dort „richtigen“ Karneval, aber langweilige Schützenfeste erlebt. Trotzdem fühlten wir uns gleich wohl, denn wir haben uns gesagt: Für uns ist Karneval am Rhein wie Schützenfest an der Ems. Anders, aber gleichschön. Man kann sich einfach nicht zwischen ihnen entscheiden.